

Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 20 (1949)

Artikel: Ein seltsames Erlebnis des Lenzburger Malers Hans Walti
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-918338>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EIN SELTSAMES ERLEBNIS DES LENZBURGER MALERS HANS WALTY¹

Ablaß ist ein kleines Dorf in Sachsen, drei Stunden südlich der nächsten Bahnstation der Linie Leipzig-Dresden. Es besteht nur aus wenigen Häusern, einer sehr alten Kirche, Pfarrhaus und Schule; aber zum Kirchspiel gehören zahlreiche Güter und Höfe der Umgegend. Das alte, aus dem 14. vielleicht sogar 13. Jahrhundert stammende Kirchlein war renoviert worden, dabei kamen beim Abhacken des Putzes alte gotische Fresken zum Vorschein, die zu restaurieren ich 1912/13 das Vergnügen hatte, mitten im Winter. Die Fenster waren herausgenommen worden, da sie durch neue, kunstreiche Verglasungen ersetzt werden sollten, die noch nicht eingesetzt waren. Der Sturm pfiff durch die Kirche und blies mir die Schneeflocken auf die Palette.

In Ablaß gab es eine Schmiede, außerhalb des Dorfes; der Schmied, ein Riese an Gestalt mit einem schwarzen Bart, war in der ganzen Gegend berühmt und berüchtigt. Er hatte keinen Verkehr mit den Dorfgenossen, man fürchtete ihn und man behauptete, er habe sich dem Teufel verschrieben. Hatte eine Bäuerin eine schwere Geburt und drohte zu verbluten, dann holte man nicht den Arzt aus dem stundenweit entfernten Städtchen, sondern den Schmied. Dieser „besprach“ die Wöchnerin und die Blutung hörte sofort auf. Hatte einer sich verletzt und eine schwere Verwundung mit Eiterung, der Schmied half von einer Stunde zur andern. Lahmte ein Pferd, der Schmied strich mit der Hand über das Bein, und das Pferd konnte wieder laufen. Aber er verkehrte mit niemandem; er mied die Dorfbewohner und sie ihn. Manchmal hörte man um Mitternacht von der Schmiede her großen Lärm, als ob

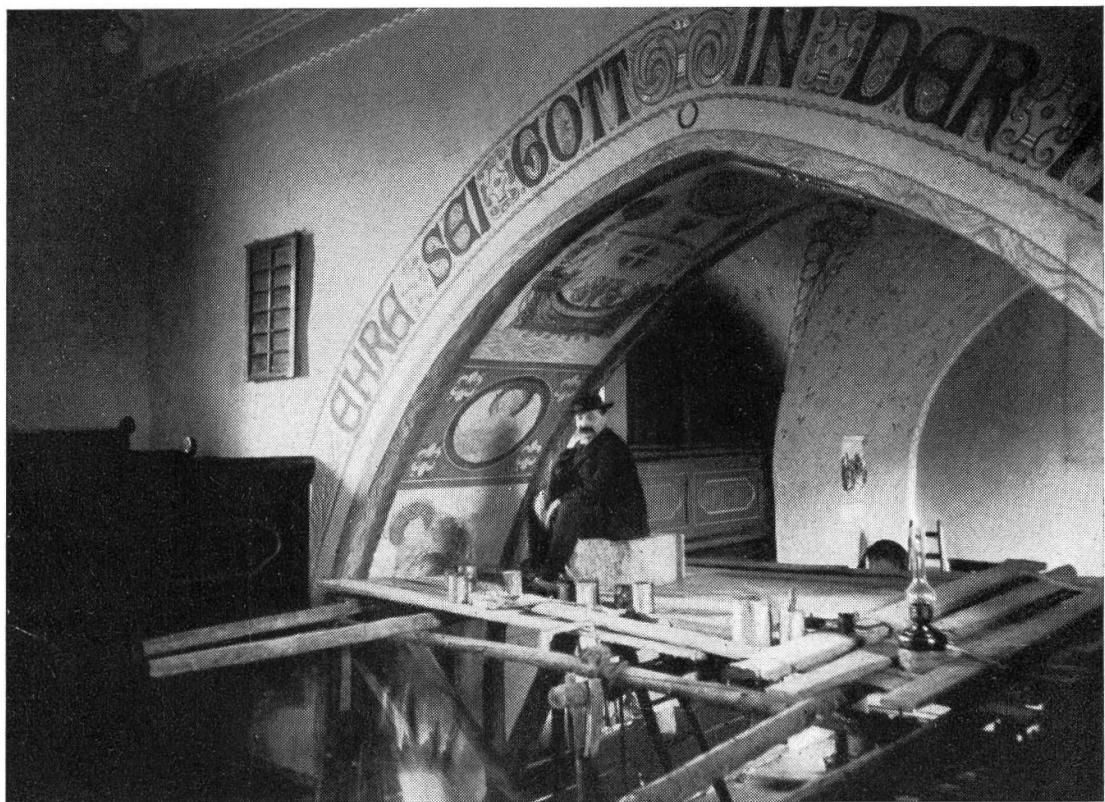
¹ *Anmerkung der Redaktion:* Der 1947 verstorbene Kunstmaler Hans Walty war ein unterhaltsamer Erzähler. Anlässlich eines Martinisessens der Bibliotheksgesellschaft Lenzburg wurde er aufgefordert, einige „Erinnerungen“ preiszugeben. Er hat sie dann bald nachher auf unsern Wunsch zu Papier gebracht. Hier sollen sie zum Abdruck gelangen.

Daß Herrn Walty der Schalk im Nacken saß, weiß jeder, der ihn kannte. Auch im obigen „Erlebnis“ geben sich Wahrheit und Dichtung ein Stelldichein. Dem Maler wollen wir zugute halten, daß er sich erlaubt, nicht nur mit Spachtel und Pinsel, sondern auch mit der Feder „dick aufzutragen“. Die höchst ergötzliche Historie ist der Beitrag eines Lenzburger Originals.

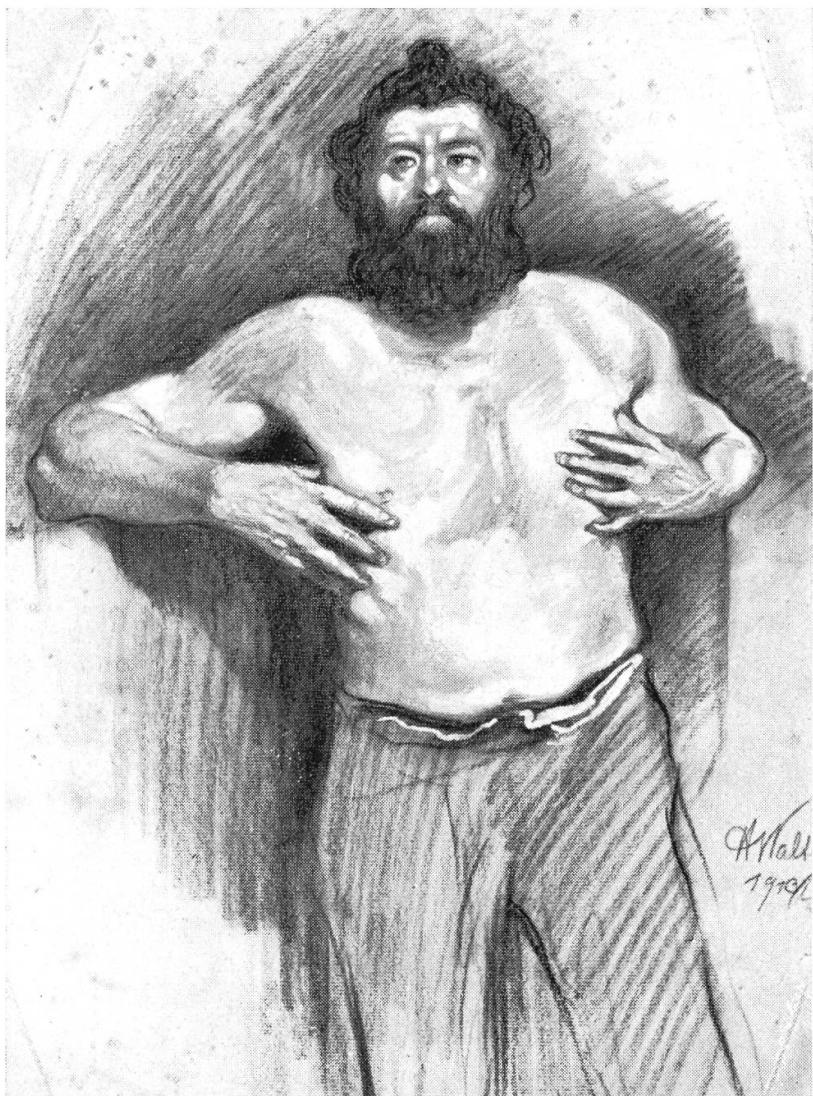
eine Menge Leute sich dort in wilder Lust vergnügten. Dann wagte niemand, sich der Schmiede zu nähern. Einige Vorwitzige, die es versucht hatten, kamen mit geschwollenem Kopf oder lahmem Bein nach Hause.

Einmal schenkte der Schmied einem Buben, der ihm viele kleine Dienste erwiesen, ein Geldbeutelchen, wie sie unsere Urgroßmütter hatten. Ein grünseidenes Beutelchen mit einem Schlitz in der Mitte und zwei silbernen Ringen, die man zurückschob, wenn Geld im Beutel war. Der Bub zeigte das Beutelchen zu Hause seinem Vater. Als er die Ringe hervorzog, fiel ein silbernes 20 Pfennigstück heraus, wie sie damals noch im Kurs waren. Dieses niedliche Zwerggeld, kleiner als ein Rappen und ganz dünn, war damals sehr beliebt. Der Vater kaufte sich für das Silberstückchen drei Zigarren. Anderntags zeigte er das Beutelchen im Dorfkrug beim Abendtrunk den anwesenden Gästen, und dabei fiel nochmals ein 20 Pfennigstück heraus. Daraufhin wurde das Beutelchen genau untersucht; es war leer. Am nächsten Abend zeigte der Bauer das Beutelchen noch einmal, und da fiel zur allgemeinen Verwunderung noch einmal ein Silberling heraus. Und am nächsten Abend wieder. Da ging der Bauer zum Pfarrer. Der saß am offenen Fenster, das auf den Feuerteich hinaussah, der, von Pappeln gesäumt, vor dem Pfarrhaus lag. Der Pfarrer untersuchte das Beutelchen genau, da fiel wieder ein Silberstücklein heraus. „Das ist Teufelswerk!“, erklärte der Pfarrer und warf das Beutelchen in weitem Bogen hinaus in den Feuerteich. Abends überzog sich der Himmel mit schwarzen Wolken, und um Mitternacht brach ein Sturm los, wie ihn Ablaß seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Der Sturm deckte das Pfarrhaus ab und warf die Ziegel in den Teich. Und seit der Zeit ging niemand gern um Mitternacht an dem Teich vorbei; denn viele behaupteten, ein riesiger schwarzer Kerl steige stöhnend und ächzend auf dem Teichbord zwischen den Pappeln herum.

Doch zurück zu unserer Kirche. Triumphbogen nennt man die mit einer großen Öffnung versehene Wand zwischen Altarraum und Kirchenschiff. Am Triumphbogen waren die alten Malereien zum Vorschein gekommen, die ich nun restaurierte. Er war bis zu oberst eingerüstet. Ich saß gerade auf dem obersten Gerüst an der Arbeit, als von unten eine Baßstimme rief: „Maler!“ Ich fragte: „Wer ist da?“ Es war der Schmied. „Kommen Sie herunter, ich habe mit Ihnen etwas zu reden!“ Als ich unten war, sagte er: „Maler, malen Sie mir da oben an die Spitze des Triumphbogens, auf der Seite gegen das Schiff, ein goldenes Hufeisen, aber echt Gold muß es sein.“ Der Befehlston ärgerte mich, und ich erklärte



*Der Triumphbogen des Kirchleins von Ablaß
(Auf dem Gerüst sitzt der Kunstmaler Hans Walti, der die alten Fresken
restaurierte)*



Der Schmied von Ablaß

(Zeichnung von Hans Walt)

ihm: „Wie kommen Sie dazu, mir da Befehle zu erteilen, warum und wieso und wozu soll ich da oben ein goldenes Hufeisen malen?“ „Wenn Sie nicht wollen, dann lassen Sie es!“, und die Augen des Schmieds funkelten drohend. Ich hatte kein großes Verlangen nach einem geschwollenen Kopf oder einem lahmen Bein und willigte schließlich ein; außerdem machte es mir direkt Vergnügen, dem Schmied bei seiner beabsichtigten Hexerei zu helfen, zu frommen Zwecken verlangte er das Hufeisen sicher nicht. „Was soll es kosten!“, fragte der Schmied. „Nichts“, sagte ich. — „Das gibt es nicht“, meinte der Schmied, „es darf nicht umsonst gemacht sein, Sie müssen sich dafür bezahlen lassen!“ Da fiel mir die Legende ein, wie Christus, als er mit seinen Jüngern über Land ging, auf der Straße ein Hufeisen liegen sah und Petrus, der hinter ihm ging, aufforderte, es aufzuheben. Petrus war zu bequem dazu, tat, als ob er es nicht gehört hätte und wandte sich zur Seite. Da hob Christus das Eisen selber auf und verkaufte es im nächsten Städtchen einem Schmied für drei Pfennige. Auf dem Markt kaufte er sich dann Kirschen dafür und verwahrte sie in seinem Ärmel. Als sie dann weiter wanderten und Petrus in der Hitze der sonnigen Landstraße argen Durst litt, ließ Christus eine Kirsche aus seinem Ärmel fallen. Petrus bückte sich eifrig danach und ließ sich die süße Frucht schmecken. Und er bückte sich auch weiterhin, so oft als wieder eine Kirsche zu Boden fiel. Da sprach Christus:

„Tät'st du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht',
Sich um geringere Mühe macht!“

So hat es Goethe geschildert.

„Gut“, sagte ich zum Schmied, „Christus, der Herr, hat für sein Hufeisen drei Pfennige bekommen, geben Sie mir auch drei Pfennige.“ — „Sollen Sie haben!“, sagte der Schmied und entfernte sich. Ich zeichnete dann das Hufeisen auf dem Scheitel des Bogens auf, belegte die Fläche mit Eigelb und legte echtes Dukatenblattgold darauf. Nachdem es angetrocknet war, konturierte ich die Vergoldung, und das verlangte Hufeisen war fertig. Etwas später kam dann der Schmied in die Kirche, überzeugte sich, daß ich seinen Willen erfüllt hatte und ging schweigend weg, ohne die drei Pfennige zu entrichten.

Einige Tage später, es war schon Mitte Dezember, kam ich abends aus der Kirche heraus. Vor dem Eingang schaufelten drei Arbeiter beim Schein einer Laterne einen kleinen Haufen Schutt weg, der noch von den Renovationsarbeiten liegen geblieben war. Wie das in Sachsen üblich ist, geht man nicht stillschweigend an-

einander vorbei, das wird schwer übel genommen, sondern man bleibt stehen und knüpft „weise“ Gespräche an. Während sie so schaufelten, bückte sich einer der Männer plötzlich und hob ein kleines, schmutzig grünliches Scheibchen auf. Es war aus Metall; er warf es auf einen Stein, es hatte keinen Klang. „Es is sich kee Gold nich“, meinte er. (Er wußte so wenig wie ich dazumal, daß reines Gold keinen Klang hat.) Ich betrachtete mir das kleine Blech, etwa 20 Millimeter im Durchmesser. Die Umschrift war in sehr altertümlichen Buchstaben gehalten. Auf der einen Seite erkannte ich so etwas wie eine Heiligenfigur, auf der andern Seite einen frühgotischen Dreipaß mit einem Rad im Wappenschild. Keine Münzzahl. Soviel konnte ich erkennen. Ich sagte: „Das wird so eine Wallfahrtsmünze sein; geben Sie sie mir, ich lasse sie nachher in Leipzig vergolden; das gibt eine hübsche Brosche oder einen Anhänger an die Uhr und ein Andenken an meine Arbeit hier in Ablaß, ich gebe Ihnen 50 Pfennig.“ Der Mann war einverstanden, aber ich sollte noch ein Glas Bier und eine Fünf-Pfennig-Zigarre dazu bewilligen; das machte zusammen 65 Pfennige. Da reklamierten die beiden andern, und wollten auch etwas haben. „Gut“, sagte ich, „Ihr bekommt dasselbe, wenn Ihr auch jeder so ein Blech findet.“ Da fingen sie eifrig an in dem Schutt herumzuscharren, und in wenigen Minuten hielt jeder ein ähnliches rundes Blechlein in der Hand. Sie gaben mir dieselben und bekamen ihre 65 Pfennige. Als ich dann wegging, nicht gerade begeistert über die Ausgabe von 1 Mark 95 für vielleicht drei wertlose Dinger, hörte ich, wie einer der Männer zu den andern sagte: „So ein dummes Luder!“

Waren das nun die drei Pfennige, die mir der Schmied versprochen hatte?

Ich hatte mein Quartier im Dorfkrug aufgeschlagen, ein anderes war nicht zu erhalten. Wir Maler sind nicht wählerisch, wir haben am Tag unsere Arbeit, die uns voll entschädigt für die primitivsten Unterkünfte. Die Kammer, in der ich schlief, auf einem Strohsack natürlich, lag direkt neben dem Saustall, nur durch eine dünne Bretterwand getrennt. Sie hatte ein Loch, durch das die regierende Sau nachts, wenn ich in meinen „Salon“ kam, freudig grunzend ihren Rüssel hindurchstreckte, um das Rüбли oder ein Stück Schwarzbrot in Empfang zu nehmen, das ich ihr aus Sympathie mitbrachte. Das einzige Möbel außer der wackligen Bettstelle war ein alter, defekter Stuhl, auf dem mein „Kronleuchter“ stand: eine Bierflasche mit einer aus Leipzig mitgebrachten Kerze und ein mit Wasser gefülltes Bierglas. Seife und Handtuch hatte ich selber zu stellen, und die Toilette vollzog sich draußen im Hof an der Brunnenpumpe.

Als ich nach dem üblichen gemütlichen Hock am Wirtstisch meinen „Schlafsalon“ aufsuchte und es mir unter dem Federdeck bequem gemacht hatte, nahm ich das zuerst gefundene Blech her vor, rieb den dick aufsitzenden Schmutz ab und begann nun beide Seiten genau zu betrachten, mit der Lupe natürlich. Seit meiner Kantonsschulzeit habe ich immer eine Lupe bei mir; das hat mir mein hochverehrter Lehrer, Professor Mühlberg, damals beigebracht. Die eine Seite zeigte eine aufrechtstehende Figur, im Bischofsornat, mit einem Wappen, in den vier Feldern Löwen. Die



Avers und Revers des Goldguldens
(Natürliche Größe: 22 mm Durchmesser; Gewicht: 4 Gramm)

Gezeichnet von H. Walty

Schrift war sehr altertümlich, einzelne Buchstaben, wie das M, noch ganz karolingisch, die andern, wie das N, das A und E bereits romanisch. Der Dreipaß auf der andern Seite war frühgotisch, wie auch die Form des Wappenschildes. Mit Mühe fing ich an, die Buchstaben zu entziffern. Da las ich: Conrad I., arc. pi. Ma. und auf der andern Seite moneta (oha!, das heißt ja Geld!) nova aurea. Neue Goldmünze! Beinahe wäre ich vor Vergnügen aus dem Bett gefallen. Also ein veritabler Goldpfennig, ein Goldgulden! Auch auf den zwei andern Münzen — nun wußte ich, daß es Münzen waren — stand das moneta nova aurea. Am andern Tag ging ich zum Schulmeister; er hatte ein Konversationslexikon. Ich suchte die Tafel „Münzen“. „Sie hamm wohl was gefunden?“, meinte der Schulmann. „O nein, was denken Sie auch, das müßte ich ja sofort dem Staat abliefern.“ Dann entdeckte ich auf der Tafel

„Münzen des Mittelalters“ ein Münzbild, ganz ähnlich meinem Conrad: deutscher Goldgulden, ebenfalls mit einer Figur in der Mitte und der Umschrift: arch. pisc. magd. Und auf der Rückseite ein Wappen mit zwei Türmen, auf der Verbindungsmauer ein Mägdelein, das Wappen von Magdeburg. Die beigegebene Erklärung lautete: deutscher Goldgulden von Magdeburg, archepiscopus Magdeburgensis usw. Jetzt wußte ich, was auf meiner Münze das arc. pi. ma. bedeutete. Archeepiscopus ma. Was bedeutete das ma? Ich schlug im Lexikon die Konrade auf. Eine Menge Könige und Kaiser und einen Konrad I., Fürsterzbischof von Mainz 1161—1200, aus dem Hause Wittelsbach. Und beim Artikel Mainz war das Wappen abgebildet, zwei Räder, hier war es nur eins. Die Münze war bestimmt: Goldgulden des Fürsterzbischofs von Mainz Konrad I. Auch das Wappen stimmte: die bekannten bayrischen Löwen. Damals in allen vier Feldern, heute noch im ersten und im vierten. Auch die Formen stimmten: frühste Gotik, Ende des zwölften Jahrhunderts.² Die Münze war also etwa 750 Jahre alt. — Der zweite gefundene Goldgulden zeigte das Wappen von Trier, wie sich später herausstellte, ein in keinem Handbuch der Numismatik gezeigtes Unikum, ebenfalls älteste Gotik. Der dritte Goldpfennig war ein sogenannter Frankfurter Apfelgulden, geprägt um 1400. Umschrift: Sigismund, romanorum rex und moneta nova aurea Frak. Das heißt Sigismund, König des heiligen römischen Reiches deutscher Nation und neue Frankfurter Goldmünze, mit dem Reichsapfel in der Mitte des Reverses. Daher der Name Apfelgulden. Sie sind nicht selten, und sein Gewicht ist etwas zu gering, erreicht die vier Gramm der rheinischen Gulden nicht. (Sigismund hatte gemogelt.)

Als ich später nach Leipzig zurückkehrte, ging ich mit meinen drei Münzen zu Zschiesche, dem bekannten Numismatiker und

² Hier irrt Herr Waltly! Die von ihm selbstgezeichnete Münze wurde von uns Herrn Dr. Schwarz, Konservator am Schweiz. Landesmuseum, zugestellt. In verdankenswerter Weise hat er die Münze bestimmt und uns folgendes mitgeteilt:

„Auf der mir eingeschickten Zeichnung von H. Waltly ist ein Goldgulden des Erzbischofs Konrad III. von Mainz (1419—1439 regierend) dargestellt.

1. Die Vorderseite trägt das Wappen von Mainz (Rad) in Dreipass und die Umschrift: + MONETA NOVA AVREA BIN (GENSIS). Hier liegt eine Fehllesung Waltys vor; es heißt nicht BM, sondern BIN.
2. Die andere Seite zeigt den stehenden Erzbischof, davor sein Familienwappen, das der Rheingrafen (gevierteter Schild, 1 und 3 aufgerichteter Leopard, 2 und 4 gekrönter steigender Löwe). Die Umschrift lautet: CONRADI ARC(HIE) PI(SCOPI) MA(GVNTINI). Dieser Goldgulden wurde in Bingen geprägt.“

Münzenhändler. Der war aufs höchste entzückt, namentlich über den Conrad und wollte ihn sofort kaufen. Ich sagte ihm, ich hätte die Münze unter den sonderbarsten Umständen erworben und verkaufe sie auf keinen Fall. Er zeigte mir dann den Katalog, da war der Conrad mit 285 Mark notiert, mit dem Vermerk: Mit Punkt über der linken Schulter sehr selten. Und das hatte meine Münze. Der Trierer Gulden war schlecht zentriert und außerdem stark abgeschliffen; aber als Unikum jedenfalls auch sehr wertvoll. Der Apfegulden notierte nur 13 Mark. Er würde massenhaft gefälscht, und man bezahle dafür nur den Goldwert. Ich behielt den Mainzer Gulden für mich, die beiden andern schenkte ich meinen Brüdern.

Den Schmied sah ich nicht wieder bis zur Einweihung der fertig renovierten Kirche. Sie fand im Februar des neuen Jahres statt. Ich war dazu eingeladen und saß mit dem Architekten, den Notabeln und höheren Beamten der Umgegend im Chor, der Empore gegenüber. Im Schiff saßen etwa sechzig Pastoren der umliegenden Kirchspiele, in der schwarzen Amtstracht mit der riesigen, weißen lutherischen Halskrause. Dahinter die Bauern von Ablaß und auf der Empore vor der Orgel das Jungvolk, zu allerhinterst an die Wand gedrückt der Schmied. Als er mich sah, nickte er mir zu, und über sein Gesicht wetterleuchtete es diabolisch. Als der Pfarrer von Ablaß das Gebet gesprochen, erhoben sich die versammelten Pastoren zum gemeinsamen Chorgesang. Es war mehr ein germanisches Gebrüll als ein Gesang. In allen Lagen ertönten die Stimmen und der Schmied schnitt dazu die entsetzlichsten Grimassen. Da fiel mir meine Theorie über die Entstehung des Chorgesanges ein. Als die Ururmenschen nachts vor ihrer Felsenhöhle um das Lagerfeuer herum saßen, konnten sie noch nicht sprechen. Sie hatten ungeheure Unterkiefer ohne Kinnvorsprung; der Sprachmuskel war noch nicht entwickelt, sie konnten bloß grunzen, fauchen und brüllen, und vor allem konnten sie ausgezeichnet Tierstimmen nachmachen. Das brauchten sie zur Jagd. Wenn sie nun so um das Lagerfeuer versammelt waren, übten sie sich im Büffelgebrüll. Rhythmischt ertönte es: „Böö, Boo, Buu, Bee”, in allen Lagen. Daraus ist dann später der Chorgesang entstanden. Und wenn ein Ururmensch seine Ururmenschin kitzelte, dann mußte sie „gigeln”, und daraus entstand der Koloraturgesang. Nach dem Chorgebrüll bestieg die Kanzel seine Exzellenz, der wirkliche, geheime Oberkirchenrat, Prof. Dr. von Zimmermann, der extra aus Dresden herbeigekommen war, um die Festpredigt zu halten. „Liebe Gemeinde”, sprach er und wies mit dem diamantengeschmückten Finger auf das Hufeisen. „Dieses Hufeisen”, sprach er — mich überlief es eiskalt, und der Schmied auf der Empore schnitt Fratzen,

wie der leibhaftige Teufel. Und dann hielt seine Exzellenz eine formvollendete Predigt über das Hufeisen, über die Legende, wie sie Goethe verewigt hat, wie die Bauern sich ein Beispiel nehmen sollten an dem sparsamen Sinn unseres Heilandes usw. Seine Exzellenz hatte keine Ahnung, warum, wieso und wozu das Hufeisen da oben prangte und golden glänzte, wer es bestellt hatte, zu wahrscheinlich teuflischen Zwecken und daß es mit drei Pfennigen bezahlt worden war. Es sprachen dann noch einige geistliche Würdenträger. Damit war die Feier zu Ende. Und damit schließe auch ich diese Geschichte.

DER MALER

(Legendchen)

*Ein Maler kühlte sein Gelüst —
und malte in der Apsis Grund
den Teufel wüst wie einen Hund.
Da stieß ihn dieser vom Gerüst.*

*Doch tiefer unten Maria stand.
Die reichte ihm ganz schnell die Hand
und, daß er stehn kunnt, seinem Fuß
den Schnabel ihres winzgen Schuhs —*

*und sprach zu dem Erschrocknen: Sieh,
so lohnt die junge Frau Marie
dem Schelm, der heute schier geprahlt,
doch vordem sie so schön gemalt!*

Christian Morgenstern